

Zeitschrift: Frau ohne Herz : feministische Lesbenzeitschrift
Herausgeber: Frau ohne Herz
Band: - (1985)
Heft: 21

Artikel: Der geheime Auftrag der Mütter
Autor: Pagenstecher, Lising
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-630823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der geheime Auftrag der Mütter

Die Entstehung lesbischer Beziehungen als Ausdruck der Befreiung von weiblichen Rollenzwängen (gekürzte Fassung von "Die Wiederentdeckung der Normalität von Frauen-Beziehungen", in: Feministische Studien 1/1983.

Die im folgenden dargestellten Erklärungsansätze für die Entstehung von Liebes- und Lebensbeziehungen zwischen Frauen sind der Versuch, einen grundlegenden Perspektivenwechsel für die Erforschung von Ursachen der weiblichen Homosexualität herbeizuführen.

Mein erster Beitrag "Der geheime Auftrag der Mütter - wie Mädchen lesbisch werden" (1980)(1), hat zum Ziel, meine eigene - "unnormale" - Entwicklung aus der Ecke individualisierender und pathologisierender Deutungsmuster herauszuführen und in den Zusammenhang weiblicher Unterdrückungsbedingungen und Befreiungsbestrebungen zu stellen. In diesem Beitrag versuche ich zu erklären, wie und warum bereits Mädchen lesbisch werden. Ich beziehe mich also auf Frauen, die sich von früh auf an (etwa ab dem Jugendalter) in Frauen verliebt haben und dabei geblieben sind.

Mein zweiter Beitrag zur Entstehung von Liebes- und Lebensbeziehungen zwischen Frauen "Abschied vom Trieb-schicksal" (1978) (2), beschäftigt sich mit der Frage, unter welchen Bedingungen "normale" (ausschliesslich Männer liebende) Frauen im Laufe ihrer Lebensgeschichte dazu kommen können, Frauen zu lieben. Er bezieht sich also auf Frauen, die erst relativ spät und nach längeren Liebes- und Lebensbeziehungen mit Männern (meist Ehen) lesbische Gefühle bei sich entwickelt und entdeckt haben. Ausserdem gehe ich in diesem Beitrag der Frage nach, was Frauen in unserer Gesellschaft hindert, Beziehungen mit Frauen einzugehen.

Gemeinsam ist beiden Ansätzen, die Entstehung von Liebesbeziehungen zwischen Frauen als partiellen Befreiungsprozess von weiblichen Rollenzwängen zu begreifen und nicht als Produkt einer misslungenen und notwendigerweise krankmachenden Weiblichkeitssozialisation.

I. Der geheime Auftrag der Mütter - wie Mädchen lesbisch werden

Ueber die Entstehung gleichgeschlechtlicher Liebesbeziehungen haben sich Mediziner, Psychiater, Psychoanalytiker und Psychologen seit Generationen den Kopf zerbrochen, neuerdings tun dies auch Soziologen. Was bei diesen Ueberlegungen herauskommt, ist allerdings keineswegs einheitlich: Aerzte und Psychiater neigen mehr dazu, Homosexualität als angeboren oder durch "Hormonstörungen" bedingt anzusehen. Psychoanalytiker, Psychologen und Soziologen dagegen sind eher der Auffassung, dass Lesbisch- und Schwulsein (Bezeichnungen, die ich dem gleichmacherischen Begriff "Homosexuelle" vorziehe) lebensgeschichtlich erworben sind.(3)

Mit der lesbischen Thematik haben sich - im Unterschied zur männlichen Homosexualität - nur wenige Psychoanalytiker und Psychiater befasst. Ihre Ursachenerklärungen stützen sich auf biologische und psychologische Faktoren, also auf Anlage- und Umwelteinflüsse.(4) Wie in der gesamten Anlage-Umwelt-Diskussion besteht auch hier die Hauptschwierigkeit darin, Anlage- und Umweltfaktoren klar voneinander zu trennen. In bezug auf körperlich ererbte Merkmale konnte trotz eifriger Untersuchungen bisher nur festgestellt werden: "Im morphologischen", also den Körperbau betreffenden, und "im physiologischen" (und besonders im hormonalen) Bereich sind die Unterschiede zwischen den Homosexuellen und den Heterosexuellen belanglos. Allein das Liebesempfinden und das sexuelle Verhalten sind andersartig.(5) Es spricht also vieles dafür, dass die gleichgeschlechtliche Liebe ein erworbenes oder zumindest von Umweltfaktoren entscheidend mitbeeinflusstes Verhalten darstellt.

Kritik an der psychoanalytischen Ursachenforschung

Die meisten der - wenigen - Untersuchungen, die sich mit der Entstehung der weiblichen Homosexualität auseinandergesetzt und nicht nur rein körperliche Faktoren berücksichtigt haben, kommen aus psychoanalytischer Richtung.(6) Diesen Untersuchungen sind folgende Schwächen gemeinsam:

1. die Arbeiten stammen ausschliesslich von heterosexuelle lebenden Therapeuten und Therapeutinnen, die aus

unbetroffener Distanz und heterosexueller Voreingenommenheit an das Thema herangehen;

2. Obwohl die Aussagen sich nur auf ver- einzelte Lesbierinnen stützen, die therapeutische Hilfe in Anspruch ge- nommen haben, werden sie von den Au- tor(inn)en häufig verallgemeinert.
3. Sie betrachten das Lesbischsein als seelische Krankheit, "als regressiv- pathologische Abweichung von einer für gelungen erachteten Entwicklung zu heterosexueller Reife"⁽⁷⁾, deren Ur- sache sie insbesondere in einer frü- hen "Störung" der Mutter-Tochter-Be- ziehung sehen.
4. Die gesellschaftliche Aufteilung der Geschlechterrollen gilt ihnen als un- umstößliche Norm. Dabei wird die weibliche Rolle als naturnotwendige Verkümmern der modellhaft männlichen Rolle begriffen und festgeschrieben.
5. Als wesentliches Merkmal des "les- bischen Defekts" wird die Unangepasst- heit von Lesbierinnen an die herr- schende weibliche Rollennorm angese- hen. Dass die Erfüllung der unter- drückenden weiblichen Rollenerwartung krankmachende Auswirkungen hat,⁽⁸⁾ wird dabei ebenso wenig in Betracht gezo- gen wie die Veränderbarkeit der histo- risch deformierten weiblichen Rolle.
6. Bei der Erklärung des Lesbischwerdens beschränken sich die Autor(inn)en auf "psychische Störungen" im Beziehungs- system der Familie. Ausserfamiliäre Entstehungsgründe für die Konflikte innerhalb der Familie werden in die Erklärungen nicht einbezogen. Daher wird auch der Zusammenhang zwischen den psychischen Konflikten von Frauen und ihrem sozialen (Minder-)Status nicht gesehen.
7. Da die herrschende weibliche Rollen- norm von den psychoanalytischen Ur- sachenforscher(inn)en nicht als Pro- dukt der gesellschaftlichen Unter- drückung von Frauen verstanden wird, können sie auch die emanzipatorische Bedeutung der Rollenabweichung von Frauen nicht begreifen. Ihre Betrach- tung verschliesst sich daher der Dia- lektik von weiblicher Unterdrückung und Emanzipation.

Die Kritik am starren Festhalten an den herrschenden weiblichen Rollennormen und an der Ausblendung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse und ihrer Bedeu- tung für die Stellung der Frau lässt sich jedoch nicht auf die psychoanalytische Auseinandersetzung mit weiblicher Homo- sexualität beschränken, auch wenn die blinden Flecke hier besonders krass in

Erscheinung treten. Sie gilt auch für weite Teile der psychoanalytischen Aus- einandersetzung mit Weiblichkeit allge- mein. So formuliert die feministische Psychoanalytikerin Luce Irigaray (Frank- reich):

"Man hat nicht aufgehört, die Fragen aufzuzählen, die sich die Psychoanalyse zu dem der Frau zuteil werdenden, ins- besondere sexuellen 'Schicksal' stellen könnte... Doch wären die historischen Determinierungen dieses 'Schicksals' es wert, ein wenig weiter befragt zu werden. Was implizieren würde, dass die Psycho- analyse die Grenzen ihres theoretischen und praktischen Feldes selbst wieder in Betracht zieht und sich den Umweg einer 'Deutung' der kulturellen und ökonomi- schen wie auch der politischen Grundla- gen auferlegt, die sie ohne ihr Wissen geprägt haben. Und dass sie sich fragt, ob es möglich ist, sich abgehoben mit der weiblichen Sexualität auseinanderzu- setzen, ehe man festgestellt hat, was den Status der Frau in der allgemeinen Oekonomie des Abendlandes ausmachte."⁹

Zur Entwicklung einer neuen Perspektive

Ich möchte an diese Aufforderung Luce Irigarays anknüpfen und einen neuen An- satz zur Erklärung des Lesbischwerdens von Mädchen vorschlagen. Dieser Ansatz begreift bestimmte - für das Lesbisch- werden besonders wichtige - psychische Mechanismen von Müttern aus ihrer ge- gesellschaftlichen Unterdrückung als Frau- en und gleichzeitig als subjektiven Pro- test gegen diese Unterdrückung. Kern meines Vorschlags ist es, das Lesbisch- werden als weiblichen Emanzipationspro- zess - als partielle Befreiung von weib- lichen Rollenzwängen - zu verstehen, der durch unterdrückte Bedürfnisse und unbe- wusste Emanzipationswünsche von Müttern in patriarchal geprägten Gesellschaften ausgelöst wird. Dieser Ansatz begreift die Entwicklung zur Lesbierin also weder als biologisch bestimmt, noch als krank- haft, sondern als eine besondere und ex- tremen Form des Protests gegen weibliche Rollenzwänge. Daher verzichte ich bei der Darstellung meines Konzepts auch weitgehend auf Begriffe, die in der psychoanalytischen Literatur im Zusam- menhang mit Lesbierinnen verwendet wer- den. Denn diese Begriffe halten das Den- ken in Richtung "Krankheit" gefangen und verschleiern die Probleme, die allen Frauen aufgrund ihrer Unterdrückung ge- meinsam sind. Trotz dieser Einschränkung und meiner Kritik an der psychoanalyti- schen Ursachenforschung lehne ich die psychoanalytische Methode jedoch nicht

grundsätzlich ab. Von der zentralen Bedeutung des "Unbewussten" für menschliches Verhalten, besonders in Konfliktsituationen, wie Freud sie in seiner Theorie herausgearbeitet hat, geht auch mein Erklärungsansatz aus.

Der zur Diskussion gestellte Ansatz ist empirisch noch nicht überprüft, befindet sich also noch auf der Stufe eines Denkmodells. Er verwendet jedoch eigene Erfahrungen und die anderer Lesbierinnen als Erkenntnisquelle. Zwar gilt das besondere Interesse dieses Vorschlags der Erklärung des frühen Lesbischwerdens, doch ist die Grundannahme meines Ansatzes, die Dialektik von Unterdrückung und Emanzipation im weiblichen Leben, nicht auf das Lesbischwerden beschränkt. Hieran - so meine These - zeigt sich dieses Spannungsverhältnis jedoch in einer besonders ausgeprägten Form.

Der geheime Auftrag der Mütter

In patriarchalen Gesellschaften wird Frauen prinzipiell weniger Wert beigemessen als Männern, und Frauen werden in ihren Entfaltungsmöglichkeiten stark eingeschränkt. In solchen Gesellschaften entwickeln Frauen, um zu überleben, mehr oder weniger unterschwellige Emanzipationsbedürfnisse und Protesthaltungen. Solche Protesthaltungen können sich in unterschiedlicher Weise äussern: in Unzufriedenheit, Nörgelei, seelischen und körperlichen Leiden; in Bewunderung und Neid gegenüber Fähigkeiten bei anderen, die sie selbst unterdrücken mussten; in Auflehnung gegen Bevormundung und so weiter. Da es Frauen unter den Rollenzwängen patriarchaler Gesellschaften nur begrenzt möglich ist, sich ihre Unterdrückung bewusst zu machen und offen dagegen zu protestieren, bleibt ihnen ihr Rollenkonflikt häufig - zumindest über längere Zeit - unbewusst. Und unbewusst suchen sie daher auch nach Ventilen für ihren aufgestauten Unmut. Ein solches Konfliktventil kann nun für Mütter darin bestehen, ihre Töchter zu Erbinnen ihrer Emanzipationswünsche zu machen, indem sie ihre unterdrückten Bedürfnisse in Form von "unbewussten Erwartungsphantasien"¹⁰⁾ auf die Töchter projizieren.

Diese Projektion kann mit dem ersten Lebenstag der Tochter - vielleicht auch schon vorgeburtlich - beginnen. Und es ist bekannt, dass Kinder "über eine ausserordentlich feine Einfühlung in die unbewussten Tendenzen der Mutter verfügen und darauf sehr empfindlich reagieren"¹¹⁾. Je mehr nun die Mütter am Ausleben wichtiger Bedürfnisse gehindert wurden und werden, desto mehr suchen sie in der

Tochter ein Projektionsobjekt für ihre unterdrückten, ungelebten Wünsche¹²⁾. Was den Müttern verwehrt war, sollen die Töchter verwirklichen. Sie sollen zu offenen Verbündeten des versteckten Protests der Mütter werden - des Protests gegen die Unterdrückung lebenswichtiger Bedürfnisse, die ihnen die verstümmelte Frauenrolle aufgezwungen hat.

Sicher haben nicht alle Töchter für ihre Mütter dieselbe Projektionsqualität, wie ich es nennen möchte. Ich nehme vielmehr an, dass bestimmte Töchter eine höhere Qualität für die emanzipatorische Projektion ihrer Mütter besitzen als andere; dass sie die Emanzipationsbotschaft umfassender vermittelt bekommen. Dies dürfte sowohl an der Art der Tochter liegen als an der spezifischen Lebenssituation, in der sich die Mutter während der Kindheit der Tochter befunden hat. Aus dieser besonderen Kombination ergibt sich eine besondere Beziehung zwischen Mutter und Tochter sowie zwischen Tochter und Mutter. Mädchen, die lesbisch werden, das ist meine These, haben in ihrer Kindheit eine besonders grosse Projektionsqualität für die unbewussten Emanzipationswünsche ihrer Mütter besessen und daher den Emanzipationsauftrag besonders umfassend vermittelt bekommen¹³⁾; und ihre Mütter haben sie aus unbewusstem Protest gegen ihre Unterdrückung als Frau durch verschiedene Alarmsignale vor der Bindung an den Vater/Mann - vor der Unterwerfung unter die deformierte Weiblichkeit - gewarnt.

Aufgrund der starken Empfänglichkeit von Kindern für unbewusste mütterliche Tendenzen und aufgrund der besonderen Projektionsqualität lesbischer Töchter für ihre Mütter dürften Mädchen, die lesbisch werden, die auf sie gerichteten emanzipatorischen Erwartungen ihrer Mütter besonders stark verinnerlichen. Die Entwicklung zur Früh-Lesbierin besteht demnach darin, die stark verinnerlichten, unbewussten Rollenproteste und Emanzipationsphantasien der Mutter im Rahmen der eigenen lebensgeschichtlichen Möglichkeiten und Grenzen zu verwirklichen¹⁴⁾. Wie diese Verwirklichung bei der einzelnen Lesbierin aussieht, lässt sich nur durch eine differenzierte Beschreibung der unterschwellig und offen geäusserten Erwartungen der Mütter und der spezifischen Lebensverläufe ihrer lesbischen Töchter herausfinden. Allgemein gesagt, drückt sich in unserer Zeit die Verwirklichung des Rollenprotests der Mutter bei ihren früh-lesbischen Töchtern meistens auf folgende Weise aus: Zum einen darin, dass sie ganz bestimmte Rollenerwartungen nicht erfüllen; ihre Weiblichkeit Männern nicht

unterwerfen, also nicht oder nur zeitweilig und dann unzufrieden mit Männern zusammenleben(15). Zum anderen müssen sie - aufgrund ihrer von Männern unabhängigen Lebensweise - die einengenden weiblichen Rollenzwänge aufbrechen, um ihre wirtschaftliche Existenz zu sichern und um ihre spezifischen Bedürfnisse zu leben.

Dieser Ansatz wirft ein neues Licht auf die vorwurfsvolle Feststellung Freuds, "dass eine Anzahl von weiblichen Wesen in der urpsrünglichen Mutterbindung steckenbleibt und es niemals zu einer richtigen(!) Wendung zum Manne bringt". (16)

Nun ist es aber nicht einfach so, dass Mütter es nur positiv empfinden, wenn ihre lesbischen Töchter ihre unbewussten emanzipatorischen Erwartungsphantasien leben. Denn die in den Phantasien enthaltenen Wünsche müssten von den Müttern ja gerade verdrängt werden, weil sie im Widerspruch standen zu den Rollenzwängen, die den Müttern auferlegt wurden. Manche Mutter ist auch neidisch, wenn ihre Tochter erotische, seelische, geistige Bedürfnisse lebt, die sie bei sich selbst unterdrücken musste. Ausserdem kann es für eine Mutter sehr bedrohlich sein und Verlustängste hervorrufen, wenn ihre Tochter sich beim Ausbruch aus dem weiblichen Rollengefängnis verselbständigt: Zum Beispiel wenn sie im Beruf weiterkommt und wenn sie sich durch die Liebesbeziehung mit einer anderen Frau von ihr löst. Hinzu kommt das Problem, dass die emanzipatorische "Abweichung" der Tochter - wie sie sich in der Lebensführung von Lesbierinnen äussert - gegenüber der Umwelt oft kaschiert oder gerechtfertigt werden muss.

Paradoxerweise kann also gerade das, was die Mutter der lesbischen Tochter unbewusst am stärksten aufgetragen hat - den Ausbruch aus dem weiblichen Rollengefängnis - zu massivsten Konflikten zwischen Mutter und Tochter führen. Denn in der bewussten Mutter drückt sich noch einmal der Zwang der patriarchalen Gesellschaft aus, gegen den sie unbewusst revoltiert.

Die heimlichen Erwartungen an die Töchter helfen den Müttern, die unerträgliche Spannung zwischen der unterdrückenden Wirklichkeit und ihren geheimen Befreiungswünschen zu mindern. Je stärker die Mütter unterdrückt wurden, desto mehr erwarten sie insgeheim von ihren besonders "hellhörigen" Töchtern, dass sie die weiblichen Fesseln sprengen. Tun die Töchter dies aber, so macht das den Müttern Angst. Denn in den aufbegehrenden Töchtern begegnet

ihnen etwas von ihrem gesellschaftlich verbotenen "Selbst", was Schuld- und Neidgefühle hervorrufen kann. Dies macht sowohl die Schwierigkeit von Müttern verständlich, ihre lesbischen Töchter zu akzeptieren, als auch die Konflikte, in die Mädchen/Frauen geraten, wenn sie den "geheimen Auftrag" der Mutter verwirklichen.

Konsequenzen für die psychoanalytische Theorie und Therapie

Lässt sich die Plausibilität dieses Ansatzes erhärten, so hätte das Konsequenzen für die psychoanalytische Theoriebildung und Therapie. Viele Grundannahmen der psychoanalytischen Theorien müssten neu durchdacht und auf ihre Haltbarkeit hin überprüft werden. Insbesondere gilt das für den Stellenwert des "Penisneids", für den kindlichen Ablösungsprozess und den Objektwechsel, das heisst für die Bewertung der Bedingungen, unter denen das Mädchen die Bindung an die Mutter/Frau aufgibt oder beibehält und sich dem Vater/Mann zuwendet oder von ihm abwendet. Es stellt sich nämlich die Frage, ob das Gelingen der "Frauwerdung" an einem Objektwechsel gemessen werden kann, der die Unterdrückung und Missachtung des eigenen Geschlechts zur Voraussetzung und zur Folge hat?!

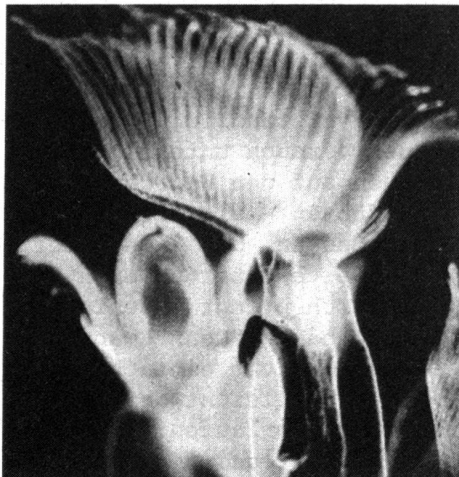
Nach Luce Irigaray sagt die psychoanalytische Theorie zwar "die Wahrheit" über das ungleichwertige Verhältnis der Geschlechter. "Aber sie bleibt dabei stehen. Indem sie es ablehnt, die historischen Determinierungen ihres Diskurses... und insbesondere das, was die bis heute ausschliesslich männliche Geschlechtsspezifik der Anwendung ihrer Gesetze impliziert, zu deuten, bleibt sie im Phallogentrismus gefangen, aus dem sie einen universellen und immerwährenden Wert zu machen beabsichtigt"(17).

Der hier vorgeschlagene Denkansatz begreift den Prozess des Lesbischwerdens als die allmähliche Verwirklichung eines früh verinnerlichten weiblichen Emanzipationskonzepts; als ein sukzessives Aufbrechen aus Rollenbeschränkungen, die Frauen auferlegt werden. Folgt man diesem Ansatz, so wird verständlich, dass Therapien, die den Versuch unternehmen, lesbische Frauen auf den Weg der Heterosexualität zu führen - sie also den Rollenzwängen anzupassen, die eine heterosexuelle Lebensweise unter unseren Verhältnissen mit sich bringt - wenig Aussicht auf Erfolg haben. Denn Emanzipationsprozesse sind nicht einfach umkehrbar, auch - oder vielleicht gerade - wenn sie unbewusst verlaufen. Darin liegt die Sprengkraft und die Tragik des

frühen Lesbischwerdens: Sprengkraft, weil der heimliche Emanzipationsauftrag der Mütter so stark wirkt, dass er zur Ausführung zwingt, zum Durchbrechen der den Frauen in unserer Gesellschaft vorgegebenen Rollenbeschränkungen; Tragik, weil Lesbierinnen aufgrund ihres stark verinnerlichten Protestauftrags mehr oder weniger gezwungen sind, einen Lebensweg einzuschlagen, der gegen die herrschende Rollenaufteilung zwischen den Geschlechtern verstösst. Dies verwickelt viele lesbische Frauen - zumindest zeitweilig - in schwere psychische und soziale Konflikte. Wenn sie sich aufgrund solcher Konflikte in Therapie begeben, so ist es für den Erfolg dieser Therapie meiner Meinung nach ganz wichtig, dass die emanzipatorische Leistung, die im Lesbischwerden liegt, begriffen und bewusst gemacht wird. Denn es geht an der Lebensrealität von Lesbierinnen vorbei, sie als missglückte Frauen oder verhinderte Männer zu betrachten, die es zur "wahren" (unterdrückten) Weiblichkeit zurückzuführen gilt.

Ausblick auf Utopia

Aus dem Vorschlag, das Lesbischwerden von Mädchen in unserer Gesellschaft aus der sozialen Unterdrückung von Frauen/Müttern zu verstehen, soll nicht abgeleitet werden, dass es in anderen als patriarchal geprägten Gesellschaften keine Liebesbeziehungen zwischen Frauen gäbe. Im Gegenteil: in einer Gesellschaft, in der nicht der Mann als Modell alles Menschlichen, als Mass aller Dinge gilt, sondern jedem Geschlecht sein ihm eigener positiver Wert zukommt, könnten Frauen sich selbst und andere Frauen viel stärker respektieren und lieben. In einer solchen Gesellschaft hätten verschiedenste Liebesbeziehungen Raum. Und Liebesbeziehungen zwischen Frauen wären dort kein ins gesellschaftliche Abseits gedrängtes exotisches Verhalten, sondern eine mindestens als gleichwertig empfundene Form der Liebe.



II. ABSCHIED VON TRIEBSCHICKSAL

Kritik an der "psychosexuellen Disposition"

In der sexualwissenschaftlichen Literatur zur Homosexualität findet man durchgängig einen absolut gesetzten Dispositionsbegriff, der besagt, dass bestimmte psychosexuelle Erlebnisse und Entwicklungsverläufe in der frühen Kindheit das Tribschicksal von Menschen bestimmen. In dieser Zeit soll die den weiteren Lebenslauf determinierende Entscheidung fallen, ob - auf Frauen bezogen - eine Frau sich im späteren Leben psychosexuell manifest und dominant von Frauen oder von Männern angezogen fühlt. Ferner soll die früh entwickelte Triebstruktur (heterosexuelle oder homosexuelle "Disposition") letztlich unveränderbar sein, also immun gegenüber allen späteren lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Entwicklungsprozessen.

Sicher werden in der frühen Kindheit sehr wichtige psychosexuelle Weichen gestellt, aber ich möchte aufgrund eigener Reflektionsprozesse und sehr auffälliger Untersuchungsergebnisse behaupten, dass die Veränderungsmöglichkeiten menschlicher "Objektwahl" und Sexualbedürfnisse grösser sind als gemeinhin angenommen

wird. Ilse Kokula (Berlin) und ich haben nämlich bei unseren Gesprächen mit Frauen mittleren Alters, die zu dieser Zeit alle ausschliesslich mit Frauen zusammenlebten, festgestellt, dass einige dieser Frauen viele Jahre von ihnen als schön und lustvoll erlebte psychosexuelle Beziehungen mit Männern hatten (der gängigen Auffassung nach also als "heterosexuell" zu bezeichnen sind) und erst nach langjährigen Unterdrückungserfahrungen und nach langwierigen Bewusstwerdungs- und Verselbständigungsprozessen in heterosexuellen Beziehungen zu Frauenbeziehungen gekommen sind. Vorgängige Reflexionen sowie dieser empirische Befund waren der Anlass dafür, die Tragfähigkeit des psychoanalytischen Dispositionsbegriffs im Hinblick auf heterosexuell lebende Frauen in Frage zu stellen und ein an der weiblichen Lebensgeschichte orientiertes Erklärungsmodell für den festgestellten, psychosexuellen Identitätswandel zu entwickeln.

In der gegenwärtigen Sexualforschung der BRD geht man im allgemeinen davon aus, dass manifeste Homo- und Heterosexualität Ausdrucksformen der in der frühen Kindheit erworbenen "psychosexuellen Disposition" sind⁽¹⁸⁾. Zwar wird eingeräumt, dass latente homosexuelle Wünsche auch bei "heterosexuell disponierten" Frauen und Männern vorhanden sind, doch unterliege die manifeste Homosexualität einer "kollektiven" - gleichsam unüberwindlichen - "Abwehr"⁽¹⁹⁾. Auch wird hervorgehoben, dass die "homosexuelle Disposition" von Frauen und Männern durch den gesellschaftlichen Zwang zur ausschliesslichen Heterosexualität zeitweilig durch heterosexuelle Normen überlagert und durch Anpassung an die gesellschaftlichen Verhaltensforderungen unterdrückt wird. Doch wird die Vorstellung von einer determinierenden Disposition deswegen nicht etwa aufgegeben. Dies liegt meines Erachtens daran, dass in der Theorie wie in der gesellschaftlichen Praxis homosexuell und heterosexuell lebende Individuen säuberlich voneinander getrennt werden, wodurch der Blick für parallele Probleme und Schwierigkeiten verstellt wird. So geht man stillschweigend davon aus, dass die heterosexuelle Identitätsaneignung nach Kindheit und Pubertät gleichsam reibungslos vonstatten gehe und nur die homosexuelle Karriere zu Problemen führe. Erst in jüngster Zeit ist dies von und für Frauen gründlich in Frage gestellt worden, und erst in jüngster Zeit haben Frauen begonnen, ihre Sexualität selbst zu erforschen und ihre psychosexuelle Entwicklung als etwas Eigenständiges, nicht von Männern

Abgeleitetes und auf sie Bezogenes zu betrachten und zu begreifen.

So ist denn auch die Besonderheit der psychosexuellen Entwicklungsprozesse von Frauen zentral für meine These, dass die "heterosexuelle Disposition" von Frauen keine lebenslange Festlegung bedeuten muss, sondern unter bestimmten lebensgeschichtlichen Bedingungen in lesbische Bedürfnisse und Beziehungen umschlägt.

Bei meinem Erklärungsversuch eines solchen psychosexuellen Identitätswandels gehe ich - im Unterschied zum relativ statischen psychoanalytischen Phasenmodell - von der Dynamik der gesamten weiblichen Lebensgeschichte aus und interpretiere diese als den Versuch der Selbstfindung und Selbstaneignung.

Brüche in der weiblichen Lebensgeschichte

Die gesellschaftliche Bestimmung von Frauen, ausgedrückt in der herkömmlichen weiblichen Rollenzuweisung, führt zu einem relativen Ausschluss von Selbstaneignungsmöglichkeiten. Frauen werden in ihren Entwicklungsmöglichkeiten in vielen Lebensbereichen weit stärker eingeschränkt und behindert als Männer. Von frühester Kindheit an werden sie auf ihre untergeordnete Rolle in der Gesellschaft vorbereitet. Und die meisten Frauen gehen - mehr oder weniger unbewusst und unreflektiert - erst einmal diesen gesellschaftlich vorgeschriebenen Weg. Während nun den lesbisch empfindenden Frauen die Festlegung auf die vorgeschriebene weibliche Rolle besonders krass in den versuchsweisen sexuellen Erfahrungen mit Männern zum Problem wird, scheint sich die Infragestellung der weiblichen Rollenerwartung bei heterosexuell empfindenden Frauen - wenn überhaupt - erst im Prozess einer allgemeineren Identitätskrise zu entwickeln. Frauen, die in Kindheit und Pubertät gelernt haben, sich ihrer Geschlechtsrolle anzupassen und auf männliche Bedürfnisse einzustellen und welche die psychosexuellen Beziehungen mit Männern daher zunächst als schön und lustvoll empfinden, fügen sich dem Insgesamt der weiblichen Rollenerwartungen mit all seinen Beschränkungen offenbar leichter und länger als Frauen, die die psychosexuellen Beziehungen mit Männern als unbedriedigend oder sogar als abstoßend erleben.

Versteht man nun Beziehungen als vielfältige Versuche und Prozesse des Zuseh-selber-Findens, so wird verständlich, dass unter den besonders einschränkenden und abhängigen Bedingungen, denen Frauen in der Regel in Beziehungen mit

Männern ausgesetzt sind, sich im Laufe der Beziehung auf seiten der Frauen Bedürfnisse nach mehr Unabhängigkeit, nach mehr Verständnis und nach mehr Selbstentfaltungsmöglichkeiten auf den verschiedensten Ebenen entwickeln und dies, wenn die Männer auf diese Bedürfnisse nicht eingehen (können), zu Krisensituationen in der Mann-Frau-Beziehung führt: Zerrüttung der Beziehung, Flucht des Mannes bei einer Schwangerschaft, Allein gelassenwerden beim Problem einer Abtreibung, Wegfall von zentralen weiblichen Funktionen durch Erwachsenwerden der Kinder und fehlende Berufsmöglichkeiten, Beginn der Wechseljahre und damit verbundene Entwertungsgefühle, Selbstbe-sinnungs- und Selbstfindungsprozesse bei Frauen verstärken oder auslösen.

Bestehen oder ergeben sich nun in solchen Krisensituationen enge soziale und psychische Kontakte mit anderen Frauen, z.B. in Frauenarbeitskreisen und Selbsterfahrungsgruppen in Frauenzentren und Frauengruppen oder in Kooperations-zusammenhängen am Arbeitsplatz, so erleben Frauen hier häufig, dass sie sich aufgrund gemeinsamer Erfahrungen, Bedürfnisse und Interessen mit Frauen oft besser über ihre Situation und Probleme verständigen können als mit Männern. Unter ihnen sind gleichberechtigte Kommunikationsformen möglich, zumindest diskutierbar; sie können sich offener und emotionaler aufeinander beziehen, also stärker aus sich herauskommen und damit stärker zu sich selber finden als in den üblichen geschlechtshierarchischen Beziehungsformen. Dieses Sich-selbst-in-andere-Frauen-Erfahren und der gemeinsame Selbstfindungsprozess schafft eine psychische Basis zwischen Frauen, die dazu führen kann, zärtlich-erotische Gefühle anderen Frauen gegenüber zuzulassen und zu entwickeln.

Da die Entwicklung von Sexualität und Unabhängigkeit im weiblichen Sozialisationsprozess meist stark unterdrückt wird, lernen Frauen nur unzureichend, eigene Bedürfnisse zu entwickeln und fremde Wünsche von eigenen zu unterscheiden und können daher eine Zeitlang die Unterordnung unter die sexuellen Bedürfnisse und Wünsche von Männern als schön und befriedigend empfinden²⁰. Wenn Frauen aber im Verlauf ihrer heterosexuellen Beziehungen langsam entdecken, dass sie auch eigene Wünsche und Bedürfnisse haben²¹, sie dafür jedoch bei Männern kein Verständnis finden, so kann dies zu einer Intensivierung ihrer Beziehungen zu Frauen führen. Es kann sich dann bei der psychischen Annäherung zwischen Frauen auch der Wunsch entwickeln, den eigenen Körper und die eigenen

sexuellen Wünsche durch den Körper und die Sexualität einer anderen Frau zu erfahren und zu begreifen.

Auf diese Weise ergeben sich - wie Gespräche zeigen, die Ilse Kokula und ich mit Frauen zwischen 40 und 50 geführt haben - zur Zeit hin und wieder auch lesbische Beziehungen zwischen angeblich "heterosexuell disponierten" Frauen oder zwischen heterosexuell und homosexuell "disponierten" Frauen. Die ehemals heterosexuellen Frauen, die wir befragten und die nun bereits seit längerer Zeit ausschliesslich mit Frauen zusammenleben, konnten sich eine Rückkehr in heterosexuelle Beziehungen nicht vorstellen.

Verhinderungen

Wie kommt es nun aber, dass heterosexuell lebende Frauen trotz ihrer im Verlauf der Beziehungen mit Männern oft erlebten Enttäuschungen relativ selten - wenn auch zunehmend mehr - Beziehungen mit Frauen eingehen? Bedenkt man, dass auch lesbisch empfindende Mädchen/Frauen Schwierigkeiten haben, sich dem gesellschaftlichen Zwang zur Heterosexualität zu entziehen und auf das Sozialprestige einer heterosexuellen Beziehung/Ehe zu verzichten, so wird verständlich, dass dies für heterosexuell lebende Frauen, die zunächst relativ unbewusst in eine heterosexuelle Beziehung "hingewachsen" sind, noch weitaus schwieriger ist. Weil Freundschaften und Beziehungen zwischen Frauen gesellschaftlich nicht gestützt und geschützt sind, macht es heterosexuellen Frauen trotz der ihnen in geschlechtshierarchischen Beziehungen auferlegten Unterdrückung von Entfaltungsmöglichkeiten - und zwar selbst dann, wenn sie dies erkennen - oft grosse Angst, sich auf eine Frauenbeziehung einzulassen.

Sie haben Angst vor dem Verlust der existenzsichernden materiellen Basis, die eine Ehe üblicherweise bietet, weil dieser Verlust sie vor die Notwendigkeit stellen würde, sich ihre Existenzgrundlage ausschliesslich selbst zu verdienen, wofür sie häufig nicht ausreichend qualifiziert sind. Sie haben Angst vor dem Verlust des sozialen Prestiges, das mit Ehe, Kindern und mit der sozial meist höherwertigen Stellung des Ehemannes verbunden ist. Sie haben Angst, das soziale Prestige einer heterosexuellen Beziehung mit einer gesellschaftlich geächteten lesbischen Beziehung zu vertauschen. Ausserdem betrachten sie sich selbst und ihresgleichen oft als minderwertig. Sie müssen - sofern sie noch keine Kinder haben - auf eigene Kinder verzichten und damit auf die partielle

Sinnerfüllung und Selbstverwirklichung durch Kinder. Oder sie müssen befürchten, dass ihnen das Sorgerecht für ihre Kinder wegen "unsittlichen" Lebenswandels abgesprochen wird. Auch dürften heterosexuell lebende Frauen aufgrund ihrer Ausrichtung auf die Erfordernisse heterosexueller Beziehungen, in Form von Anpassung und Passivität besonders auch im sexuellen Bereich, nicht selten Angst vor eigener sexueller Initiative und vor der unüblichen und verpönten sexuellen Initiative einer anderen Frau haben²².

Frauenbeziehungen bergen zwar aufgrund ihrer sozialen Gleichrangigkeit einerseits die Chance zu einer grösseren Selbständigkeit und Selbstverwirklichung in sich, auf der anderen Seite kann das ungewohnte Erfordernis der Selbständigkeit und das Gefühl sozialer Ungesichertheit aber auch grosse Angst erzeugen. Ausserdem sind nicht institutionalisierte Beziehungen durch das Fehlen sozialer Stützen offener und labiler als institutionalisierte Beziehungen. Allerdings wird die grössere Stabilität ehelicher Beziehungen von den Frauen oft mit dem Verzicht auf grössere Verselbständigung und mehr eigenes Leben bezahlt.

Abschliessend möchte ich die Behauptung aufstellen, dass die in unserer Gesellschaft weitgehend unüblichen Beziehungen zwischen heterosexuell lebenden Frauen oder zwischen heterosexuell und homosexuell lebenden Frauen weniger auf "psychosexuelle Dispositionen" zurückzuführen sind als auf das frauenfeindliche und Frauenbeziehungen diskriminierende Klima in unserer Gesellschaft. Denn die Frage nach der Verbreitung von Frauenbeziehungen lässt sich am angemessensten dadurch beantworten, dass man nach den Chancen fragt, die Frauen in einer Gesellschaft haben, sich selbst und andere Frauen als voll-wertig zu erleben.

Lising Pagenstecher

Anmerkungen

1. Zuerst erschienen in: psychologie heute, Juni 1980.
2. Zuerst erschienen in: Dokumentation der Tagung Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, München, Oktober 1978, als Teil des Referats, "Coming out - ein lebenslanger Prozess"; ferner unter dem Titel "Psychosexuelle Disposition und weibliche Lebensgeschichte" in: Soziologische Analysen, Referate vom 19. Deutschen Soziologentag, TUB-Dokumentation Kongresse und Tagungen, Heft 1, Berlin 1979.
3. Vergleiche Siegrid Schäfer: "Was sind

die Ursachen für Homosexualität?" In: Sappho 70 - Zur Situation der lesbischen Frau heute. Henstedt-Ulzburg 1971.

4. Vergleiche Sigmund Freud: "Ueber die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität", in: Studienausgabe Bd. VII, Frankfurt/M. 1973; sowie Charlotte Wolff: "Psychologie der lesbischen Liebe", Reinbek 1973, S. 44 ff.
5. Etienne Baulieu und France Haour: "Die physiologischen und pathologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau", in: Evelyne Sullerot (Hrsg.in): Die Wirklichkeit der Frau, München 1979, S. 171.
6. Vergleiche Helene Deutsch: "Ueber die weibliche Homosexualität", in: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, XVIII, 1932, S. 219-241; dies.: "Weibliche Homosexualität", in: dies., Psychologie der Frau, Bern 1948; Ernest Jones: "Early Development of Female Homosexuality", in: International Journal of Psycho-Analysis, 8/1927; M. Khan: "The role of infantile sexuality and early object relations in female homosexuality", in: J. Rosen (Hrsg.), "The pathology and treatment of sexual deviation", London, Oxford 1964; Joyce McDougall: "Ueber die weibliche Homosexualität", in: Janine Chasseguet-Smirgel (Hrsg.), Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, Frankfurt/M. 1976; Charles W. Socarides: "Der offene Homosexuelle", Frankfurt/M. 1971.
7. Ursula Fritz und Alexandra von Streit: "Ueber weibliche Homosexualität und ihre wissenschaftliche Untersuchung", in: Volkmar Sigusch (Hrsg.), Sexualität und Medizin, Köln 1979, S. 317.
8. Zur "quasi normalen weiblichen Pathologie" vergleiche Ursula Fritz und Alexandra von Streit: "Psychosoziale Bedingungen weiblicher Homosexualität", unveröffentlichte Diplomarbeit, Frankfurt/M. 1976, S. 32f. und S. 114-132, sowie Janine Chasseguet-Smirgel (Hrsg.): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, Frankfurt/M. 1976.
9. Luce Irigaray: "Unbewusstes, Frauen, Psychoanalyse", Internationale Marxistische Diskussion 66. Berlin 1977, S. 67. Hervorhebung im Original.
10. Der Begriff wurde von Horst-Eberhard Richter übernommen, aus "Eltern, Kind und Neurose-Psychoanalyse der kindlichen Rolle", Reinbek 1971, S. 73.
11. H.-E. Richter, siehe (10), S. 254.

12. Analog dazu H.-E. Richter, siehe (10) S. 77.
13. Diese Annahme trifft vermutlich nicht für diejenigen Frauen zu, die erst nach längeren, zeitweilig befriedigenden Liebesbeziehungen mit Männern lesbisch wurden. Bei ihnen wurde die Protesthaltung vermutlich nicht so sehr frühkindlich erworben als erst im späteren Leben entwickelt. Zu diesem Sondertypus vergleiche: Kapitel III, Abschied vom Tribschicksal.
14. Diese Definition dürfte ebenfalls nicht auf den zuvor beschriebenen Sondertypus von Lesbierinnen zutreffen.
15. Auch diese Definition gilt nicht für den zuvor beschriebenen Sondertypus von Lesbierinnen.
16. Sigmund Freud, "Ueber die weibliche Sexualität" (1931), in: Studienausgabe Bd. V, Frankfurt/M. 1972, S. 276.
17. Luce Irigaray, siehe (9) , S. 87.
18. Vgl. z.B. Martin Dannecker, "Der Homosexuelle und die Homosexualität", Frankfurt/M. 1978; Martin Dannecker und Reimut Reiche, "Der gewöhnliche Homosexuelle - Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik", Frankfurt/M. 1974; Ursel Fritz und Alexandra von Streit, "Psychosoziale Bedingungen weiblicher Homosexualität", siehe (13).
19. Ursel Fritz und Alexandra von Streit, siehe (8) . S. 31.
20. "Selbst die erwachsene Frau erfährt lange Zeit ihre Unterdrückung, ohne sie zu entdecken." Carol Hagemann-White, "Die Kontroverse um die Psychoanalyse in der Frauenbewegung", in: Psyche 8, 1978, S. 746.
21. "Die in einer Gesellschaft herrschenden Verhältnisse werden von den in sie hineingeborenen Menschen als Strukturen des menschlichen Lebens schlechthin erfahren und nur spät und mühselig relativiert." Carol Hagemann-White, siehe (20), S. 746.
22. "Angst und Scham der Frau ihrer Sexualität gegenüber bestehen vor allem, wenn es sich um sexuelle Erregung handelt, die in eigener Initiative herbei geführt und erlebt wurde. Sexualität - so empfinden es nach wie vor die meisten Frauen - darf nur durch den Mann ausgelöst werden." Margarete Mitscherlich-Nielsen, "Zur Psychoanalyse der Weiblichkeit", in: Psyche 8/1978, S. 687.



